

PROSTITUTION



Dienstleistung oder Unterwerfung?

Die hitzige Debatte über Prostitution in Deutschland wird unter moralischen und kriminalistischen Gesichtspunkten geführt. Aber um welche Art Arbeit handelt es sich eigentlich? Was für politische Konsequenzen folgen aus der Bestimmung dieser Arbeit? Felix Klotek hat die Gemengelage unter die Lupe genommen und sich mit der Publizistin Ingrid Strobl unterhalten. Bettina Flitner ist auf die andere Seite gewechselt und fotografierte Freier im Stuttgarter Bordell Paradise. Was sie dabei erlebt hat, erzählt sie Felix Klotek und Manfred Wegener im Interview.

Lasst uns über Arbeit reden!

Warum Prostitution eine besondere Dienstleistung ist, der man nicht mit Verboten beikommen kann

Von Zeit zu Zeit erschüttern Skandale aus der Arbeitswelt die Öffentlichkeit. Das ist, wenn man so will, auch schon wieder ein Skandal. Denn die skandalisierten Arbeitsbedingungen – etwa bei Paketzustellern, Amazon-Packern oder Lidl-Angestellten – sind keine Ausreißer, sondern die Normalität. Aber über die Normalität zu reden, ist dann doch zu langweilig oder zu heikel, denn wenn man die Normalität angreift, greift man gleich auch alles an. Und so kommt es, dass schließlich kaum einer davon ablässt, bei Amazon zu bestellen oder die Zusteller zu beschimpfen, wenn die fälschlicherweise das Paket beim Nachbarn abgegeben haben.

Bei der Debatte um Prostitution, die im letzten halben Jahr die Republik auf Trab gehalten hat, verhält es sich anders. Nicht nur, weil Empörung und Diskussionseifer – auf allen Seiten – nicht nachlassen wollen. Nüchtern betrachtet handelt es sich auch hier um einen Skandal aus der Arbeitswelt: Alles spricht dafür, dass die Legalisierung oder besser: Institutionalisierung der Prostitution, wie sie vor zwölf Jahren von der damaligen rot-grünen Regierung in Kraft gesetzt wurde, nicht die erhofften Effekte gezeitigt hat. Die Prostituierte als Arbeitskraftunternehmerin – typischer Jargon der rot-grünen Jahre mit ihrer neoliberalen Deregulierungsagenda – ist nicht auf die Bühne der Öffentlichkeit getreten. Mithin die sozial- und krankensichere Prostituierte, die den Aufstieg in den Mittelstand geschafft hat – die Ich-AG. Stattdessen ist von zunehmender Zwangsprostitution die Rede, von Menschenhandel, von einer regelrechten Über-Ausbeutung der Sexarbeiterinnen.

Der Unterschied zu den anderen Skandal-Debatten aber ist: Es wird vehement bestritten, dass es ein Skandal ist. Denn auf jeden Artikel, der auf den Zwangscharakter der Prostitution hinweist, auf Menschenhandel und besonders dreiste Zuhälterei, folgt umgehend ein anderer, der das bestreitet und etwa behauptet, es sei immer noch besser, sich als Sexarbeiterin zu verdingen anstatt auf Hartz IV angewiesen zu sein.

Tatsache ist: Der Debatte fehlen die belastbaren Zahlen. Sind in Deutschland 700.000 Sexarbeiterinnen unterwegs, 400.000 oder doch nur 200.000? Und wieso eigentlich nur Sexarbeiterinnen? Wie viele Männer gibt es eigentlich, die anschaffen gehen? Wie hoch ist der Anteil von Migrantinnen und Migranten? Ab wann kann man von Zwangsprostitution sprechen, was ist noch Armutsprostitution? Ist die These Alice Schwarzers zu belegen, dass die überwältigende Mehrheit der Frauen auf dem Strich in ihrer Kindheit sexuell misshandelt worden ist? Was wissen wir von den Freiern? Haben fünfzig Prozent aller geschlechtsreifen Männer in Deutschland schon mal die Dienste einer Hure in Anspruch genommen? Doch eher nur dreißig? Noch weniger? Und wie groß ist unter ihnen der Anteil der Gewohnheitsfreier? Man weiß das alles nicht. Es gibt nur Schätzungen, Stichproben, und sie weisen allesamt darauf hin, dass die Zahlen eher niedriger als höher einzuschätzen sind.

Wenn einem die Empirie fehlt, kann man zumindest über das Grundsätzliche reden – den Charakter der Arbeit. Tatsächlich entzündet sich hier die eigentliche Kontroverse: Ist Prostitution eine Dienstleistung – »wie jede andere«, also wie die einer Putzkraft oder eines Paketzustellers? Oder ist es »Über-Ausbeutung«, eine Tätigkeit, die mehr noch als der übliche Scheiß namens Lohnarbeit Körper und Seele kaputt macht?

Also – Dienstleistung oder nicht? (Halten wir uns an die Standarddefinition: Eine Dienstleistung ist die Art von Arbeit, bei der Produktion und Konsumtion ineins fallen.) Das ist keine akademische Frage, denn aus der Bestimmung der Arbeit, lassen sich politische, gewerkschaftliche Folgerungen ziehen. Ingrid Strobl, Journalistin in Köln, die sich seit Jahrzehnten mit Prostituierten und ihrem Milieu auseinandersetzt und die 2006 ihre große Reportage »Es macht die Seele kaputt«. Junkiefrauen auf dem Strich« veröffentlichte, lehnt im Gespräch diese Fragestellung ab:

»Die Frage nach dem Charakter dieser Arbeit geht buchstäblich unter die Haut. Natürlich verkauft sich die Frau nicht als Frau. Und die Prostituierte verkauft auch nicht ihren Körper, aber auch nicht einfach eine Dienstleistung. Auf der Welt gibt es ganz viele Dienstleistungen, in allen Branchen und allen Varianten. Aber keine impliziert, dass ich Teile eines anderen Körpers in mich hineinstecken lasse. Und da geht es bei mir über Dienstleistung hinaus. Da leistet mein Körper keinen Dienst, indem ich etwas tue – bügeln, putzen, waschen, verkaufen –, sondern ich öffne meinen Körper, damit etwas eindringen kann.« Der Rede von der Prostitution als Dienstleistung liege ein mechanistisches Menschenbild zugrunde. Heute wissen wir, dass Körper und Seele untrennbar miteinander verflochten sind, selbst die Schulmedizin hat das mittlerweile anerkannt. »Wenn ein Penis, der nicht der deines Liebsten ist oder der eines von dir ausgewählten Lovers, und alles in dir positiv erregt ist, wenn also ein wildfremder Penis, der dir keine Freude verschafft, keinen Orgasmus, mitunter zehnmal am Tag in dich eindringt, dann macht das was mit dir. Das ist unmittelbar mit deiner Psyche verknüpft. Eine Putzfrau geht, wenn sie fertig geputzt hat, Punkt. Auch sie hat einen harten Job, aber sie öffnet nicht ihren Körper und nimmt etwas von ihren Auftraggebern in sich auf«, sagt Strobl.

Und sie fügt noch hinzu: »Wenn es Prostituierte gibt, die von Dienstleistungen reden, ist das zumindest sehr abstrakt und distanziert oder eine Schutzbehauptung. Jede Prostituierte hat das Recht, ihre Arbeit schönzureden. Ich kann von keiner verlangen, dass sie die tiefsten Abgründe dessen, was sie tut, auslotet. Das steht mir nicht zu.«

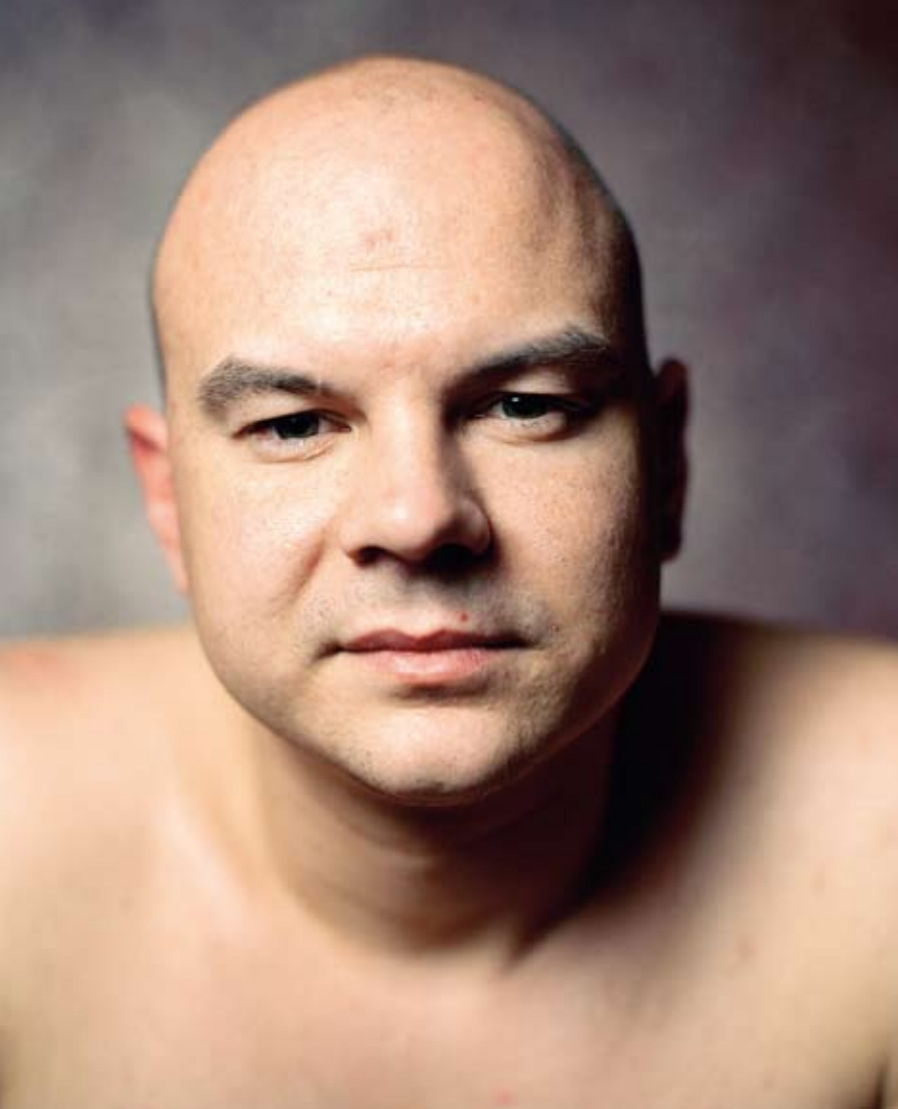
Damit spricht sie einen wichtigen Punkt an: Wem kann man eigentlich glauben? Sexarbeiterinnen, die in den letzten Monaten im Fernsehen auftraten, entpuppten sich als Unternehmerinnen oder Dominas, die aus dem Raster der Prostitution eigentlich schon herausfallen. Die jüngst gegründeten Interessensverbände von Sexarbeiterinnen sprechen auf ihren Webseiten eher vom Schutz der Prostitution (etwa gegen die Bestrebungen von Politik und Zivilgesellschaft, sie wieder stärker einzuschränken und die Freier zu bestrafen) als vom Schutz der Prostituierten – von Arbeitsbedingungen erfährt man dort sehr wenig. Von den total

liberalen Puffbesitzern Armin Lobscheid (Pascha) oder Jürgen Rudloff (Paradise) erfährt man sowieso nichts, die vermieten ja nur die – Jargon – »erotischen Räume«. Die öffentliche Rede über Prostituierte ist in der Regel eine simulierte – ein Fake, sagt auch Ingrid Strobl: »Stell dir mal vor, eine Akademikerin oder eine Künstlerin würde so über eine Putzfrau sprechen: Das ist ein Job mit überraschenden Aufstiegsmöglichkeiten,

immer noch besser als Hartz IV, und die Putzfrauen seien ja so kreativ, so tolle Organisationstalente, fast schon Künstlerinnen, die könnten ganz tolle Staubskulpturen formen. Das fänden wir ja alle zynisch. Oder absurd. Genau das findet aber im Hinblick auf Huren statt, wenn in den Talkshows Bordellbesitzerinnen sitzen und von ihrem Aufstieg und den tollen Perspektiven für die anderen Frauen schwärmen. Um im Bild zu bleiben: Die meisten Putzfrauen machen ihren Job gut, einige von ihnen haben sich ein Standing erarbeitet und kuschen nicht vor dem Hausbesitzer. Aber es bleibt eine Arbeit, die keinen Anlass zur Romantisierung bietet. So verhält es sich auch bei manchen Prostituierten. Die wissen genau, was sie tun, aber sie können gut verdrängen, die haben sich ein Selbstbewusstsein erarbeitet – und die wirst du in keiner Talkshow sehen.«

Kurzer Blick in die Klassiker: Für Marx und Engels kommt der Kapitalismus in der Prostitution zu sich selbst, es ist gewissermaßen sein Nullpunkt. Zum einen ist sie ein Verhältnis, in dem sich größtmögliche (körperliche) Nähe – Sex – in der Form größtmöglicher Distanz – das Tauschgeschäft; hier Käufer, da Verkäuferin – ausdrückt, körperliche Intimität tritt also buchstäblich in völliger Entfremdung auf. Zum anderen kommt in der Prostitution par excellence zum Ausdruck, dass der Verkauf von

Prostitution würde unterm Verbot allenfalls die Form ändern



RALF, 28, INFORMATIKER, SINGLE

»Zum ersten Mal war ich mit 17 im Puff, mit meinem ersten selbst verdienten Geld. In so einen Club zu gehen, das ist für mich Tiefenentspannung. Hier gibt's kein Geschwätz, die Mädels sind clever und stellen sich auf deine Vorlieben ein. Das kann auch zur Sucht werden. Ich hatte vier Jahre lang eine Beziehung, aber irgendwie kommt's immer raus. Und dann gehen die Rollläden runter. Jetzt bin ich auch beruflich hier. Ich entwickle mit einem Freund eine Internet-Plattform für Freier-Alibis. Da können Männer sich dann Ausreden kaufen: Verkehrsunfall, Krankenhaus – alles machbar.«



INGO, 43, STEUERFACHANGESTELLTER, SINGLE

»Draußen bin ich zu schüchtern, jemanden anzusprechen. Ich arbeite auch von zu Hause aus und gehe kaum weg. Aber natürlich ist das hier eine Fantasiewelt. Die Männer hecheln einer Illusion hinterher, ich genauso. Manchmal sagen die Frauen danach: »Ich liebe dich«, das ist reine Kundenbindung. Zwei Mal habe ich mich in eine Frau aus dem Puff verliebt. Das ist so ein Samariter-Effekt, die will man aus dem Sumpf rausholen. Das ist für mich vorbei, ich verlief mich nicht mehr. Jetzt nehme ich immer nur die eine. Da passt einfach alles. Zumindest auf dem Zimmer. Sonst weiß ich nichts von ihr.«

Arbeitskraft nie nur etwas abstraktes, sondern etwas unmittelbar körperliches und seelisches ist. Darin liegt der Grund für die ungebrochene Attraktivität der Prostitution für viele Männer: Es ist nicht ihre angebliche dunkle, gewalttätige Sexualität, die sie zur Hure drängt; es ist auch nicht so, dass Männer Dampfkessel sind, die platzen, wenn sie nicht alle paar Tage beim Vögeln den Dampf ablassen können. Es ist die Dominanz, die ich mir kaufen kann, die zeitweilige Verfügung über einen anderen Körper, der mir Kraft meiner Geldpotenz unterworfen ist. Um in diesem Verhältnis nicht unterzugehen, ist es für die Sexarbeiterin geradezu existenziell, dazu eine Distanz aufzubauen.

»Von den Prostituierten, mit denen ich befreundet bin und denen ich auch nicht mehr als Journalistin begegne, sondern einfach nur als Freundin, kenne ich die Geschichten vom stundenlangen Duschen und dass es am Ende doch nichts hilft. Aber sie würden es ums Verrecken nicht öffentlich sagen. Sie sagen es auch zu sich selbst nur selten. Anders geht es nicht, sonst müssten sie aufhören zu arbeiten, weil der Ekel zu groß wird«, resümiert Ingrid Strobl. »Es geht um Selbstachtung. Manchmal geht es auch um Abgrenzung dieser Tätigkeit von deinem übrigen Leben. Prostituierte erziehen ihre Kinder, die gehen einkaufen, fahren in den Urlaub, und bei alledem soll der Job draußen bleiben. Im Regelfall ist es aber so, dass die gestandene Prostituierte im Milieu lebt. Prostitution ist für sie Alltag, Normalität. Das ist das, was auch ihre Freundinnen machen, worin ihr Freund und ihre Verwandten verstrickt sind. Ihre Lieblingskneipe ist der Ort, wo sie ihre Kolleginnen und die Zuhälter trifft. In diesem Milieu findet alles das statt, was wir auch aus unserer peer group kennen: Da wird auch gefeiert und gelacht, da tauscht man sich unter Kolleginnen aus, gibt sich Tipps und warnt vor besonders brutalen Freiern. Das ist ihre Heimat.«

Wenn es so ist, dass Prostitution Kapitalismus in Reinform ist, dann wundert es auch nicht, dass ihre Institutionalisierung nicht zugunsten der Frauen ausfällt. Das ist das Problem mit dem Gesetz, es geht von einer Partnerschaft auf Augenhöhe aus, es gibt aber keine gleiche Augenhöhe, sondern von Seiten der Frauen allenfalls ein Verhältnis der Subversion, der Täuschung, des Schweigens und der Distanz. De facto hat die rot-grüne Reform die Armutprostitution gefördert, einen Preisverfall forciert und umgekehrt den Zuhältern und Bordellbesitzern mehr Macht gegeben – nicht zuletzt durch das wenn auch eingeschränkte Weisungsrecht –, Druck auf die Frauen auszuüben. »Früher hat man uns gesagt, mit uns stimme was nicht, weil wir Prostituierte sind. Jetzt stimmt mit uns was nicht, wenn wir nicht gerne Prostituierte sind«, äußerte sich die Sexarbeiterin Ellen Templin in einem Interview mit *Emma*.

Die Realität der Prostitution verweist auf die patriarchale Struktur der Arbeitswelt

Welche Maßnahmen wären zu ergreifen, die am Ende nicht wieder die Frauen ausbaden müssen? Verbote? Die würden die Frauen treffen – das derzeit von Teilen der Politik favorisierte schwedische Modell, nach dem die Freier bestraft werden, würde Prostitution in die Heimlichkeit abdrängen, den Freiern wieder mehr Einfluss über die Wahl der Orte geben. Vergewaltigungen und Abzockerei dürften zunehmen. Prostitution würde unterm Verbot allenfalls die Form ändern.

Man kann die Ausstiegsprogramme, die, so Kritikerinnen des Prostitutionsgesetzes, sträflich vernachlässigt wurden, aufwerten – also schlicht lebensnäher gestalten: »Es muss ein absolut offenes Angebot sein ohne Druck für die Prostituierten«, sagt Ingrid Strobl. »So kann es kommen, dass Frauen, die wirklich aufhören wollen, Vertrauen fassen. Das wichtigste ist dann, dass das Angebot, das den Frauen unterbreitet wird, realistisch ist, dass sie in einen Job einsteigen können, der sie ernährt und auch ihre Kinder und der tatsächlich Aufstiegschancen bietet.« Da beißt sich die Schlange in den Schwanz, denn viele Frauen wählen den Weg in die Prostitution, weil der Arbeitsmarkt für sie nichts hergibt, weil »typische« Frauenjobs – in der Pflege, in der Erziehung – knochenhart und mies bezahlt sind. Die Realität der Prostitution verweist auf die patriarchale Struktur der Arbeitswelt.

Vielleicht muss man an dieser Stelle an ein Beispiel erinnern, das auf den ersten Blick nichts mit Prostitution zu tun hat: Vor Jahren kursierte die Überlegung, Krankenpflegerinnen (und meistens sind es Pflegerinnen und keine Pfleger) mit einer bestimmten Anzahl an Berufsjahren,

den Einstieg in das Medizinstudium zu erleichtern. Ein Aufschrei der Ärztelobby folgte (und meistens sind es Ärzte und keine Ärztinnen), der Vorschlag versank in der Versenkung. Solange diese Arbeits- also: Herrschaftsverhältnisse nicht attackiert werden, sollte man nicht allzu sehr über das Elend der Opfer-Huren jammern. Und ja, natürlich, attackieren: Ein Zimmer im Pascha kostet die Hure pro Tag 150 Euro, und dann muss sie noch Steuern zahlen und sich verpflegen, und wenn sie in dem Zimmer übernachtet, zahlt sie extra. Es gibt Tage, da muss sie erst einmal 250 Euro reinholen, um an sich (oder ihren Zuhälter) denken zu können. Warum eigentlich ist – sagen wir mal: auf der Webseite des »Berufsverbandes erotische und sexuelle Dienstleistungen« – so wenig die Rede von Armin Lobscheid, dem Pascha-Betreiber? Warum will dem niemand wegen Mietwucher an den Karren fahren? Wo ist die Bewegung, die die Enteignung dieser wirklichen Paschas fordert?

Wären die weg, bliebe immer noch die Prostitution. Aber es wäre ein Anfang. Diesen Anfang, besser: diese Anfänge gibt es schon, dann nämlich wenn die Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter ihre Arbeit selber regeln. Hier besteht übrigens ein positives Potenzial des Gesetzes, hat es doch auch die Möglichkeit der Selbstorganisation legalisiert. Noch mal Ingrid Strobl: »Ich habe in Hamburg und in Wien erlebt, dass sich Frauen zusammengetan haben und sich eine Wohnung, in Wien war es sogar ein kleines Hotel, gemietet haben, um dann in Eigenverantwortung den Laden zu schmeißen. Die hatten auch mal Zoff mit den Zuhältern, die das ganze Revier für sich beanspruchen wollten, aber sie haben den Zoff durchgestanden. Die Wiener Frauen haben eine Puffmutter bestimmt, die für sie die ganze administrative Arbeit übernommen hat, also das Geld eingesammelt, sie mussten nur ihre Stunden aufschreiben und haben sich dementsprechend entlohnt. Das war Selbstbestimmung. Keine Frage, du kannst einen Scheißjob so organisieren, dass du nicht auch noch zusätzlich ausgebeutet und gequält wirst. Wenn die Frauen sich selber organisieren, verdient das jede Unterstützung.«

Text: Felix Klopotek

Diskutiert das Thema auf stadtrevue.de

»Das ist ein in sich geschlossenes Universum«

Bettina Flitner hat im Stuttgarter »Paradise« Freier fotografiert

Alle reden über Prostitution, und das heißt in der Regel: Alle reden über Prostituierte. Aber wie ticken eigentlich die Freier? Diese doch ganz nahe liegende Frage stand zu Beginn der Fotoreportage, die die Kölner Fotografin und Journalistin Bettina Flitner im Februar 2013 für zehn Tage ins Stuttgarter Paradise führte. Neben dem Kölner Pascha ist es das bundesdeutsche Vorzeigebordell, im Gegensatz zum Laufhaus Pascha aber inszeniert es Betreiber Jürgen Rodluff als Wellness-Oase. Rodluff gibt sich in der Öffentlichkeit betont liberal und offen und hatte somit nichts dagegen, dass Bettina Flitner ihre Reportage im Paradise fotografieren wollte – mit dem Ergebnis war er dann aber nicht glücklich. Die Fotostrecke erschien 2013 zuerst im *Stern*.

Was war Ihr erster Eindruck, als Sie mit Ihrer Reportage begannen?

Ich saß in der Lobby dieses »Wellness-Bordells« und wartete auf den Pressesprecher, um mir bei einer ersten Besichtigung das Haus zeigen zu lassen. Und da hatte ich schon gleich den ersten Schock: Die Frauen waren alle nackt, nur mit Highheels und einer Handtasche bekleidet. In der Lobby stehen also nackte Frauen, und treffen dort auf Männer in dicken Winterjacken. Das ist schon mal ein vollkommen surreales Bild. Bereits in der Lobby fängt das Taxieren an, die Fleischbeschau. Der nächste Tag war dann mein erster Arbeitstag im Puff. Ich habe mich, als einzig angezogene, zwischen allen nackten Frauen an die Theke gestellt und die Kunden des Hauses angesprochen. Das war am Anfang ziemlich hart. »Hallo, ich mache für den *Stern* eine Fotoserie über Freier, hast du



CHRISTIAN, 23, SPEDITIONSKAUFMANN, SINGLE

»Warum ich für Sex bezahle? Frauen gehen mir oft auf den Sack. Sie machen Stress, wenn man nicht genug Zeit für sie hat. Wenn ich einfach Lust auf Ficken habe, gehe ich deshalb hierher – und wieder weg. Das war's. Mit einer Freundin wird's mir auch schnell langweilig. Und außerdem: Dafür zu zahlen hat das gewisse Etwas. Da besitzt man die Frau. Man kann mit ihr machen, was man will. Eigentlich ist das Macht. Mein letztes Mal? Ich komme so alle sechs Wochen hierher. Mal mache ich es mit einer, die ich schon kenne, mal mit einer anderen. Ich mag's ein bisschen härter, kein Blümchensex.«



DUNG, 28, JUNIORCHEF EINES RESTAURANTS, SINGLE

»Mein erstes Mal im Bordell, das war vor vier Jahren. Ein Date ist immer Stress und kostet viel Zeit. Im Bordell ist alles viel offener. Da gibt's keine Lügen und keine Illusionen. Ich kann dazu stehen, ich bin ja Single und tue niemandem weh. Mein Typ sind Frauen mit schwarzen Haaren und braunen Augen. Aber auf gar keinen Fall Asiatinnen. Mag ich überhaupt nicht. Sympathie muss da sein, dann macht's der Frau auch Spaß. Manchmal allerdings gucken die schon auf die Uhr, wenn man ins Zimmer kommt. Da hat man dann eigentlich keine Lust mehr.«

vielleicht Lust mitzumachen?« Wie man sich vorstellen kann, lief es sehr zäh an... Es hat viele Tage gedauert, bis die ersten Männer bereit waren mitzumachen. Ich habe mich dann oft lange mit ihnen unterhalten, manchmal zwei, drei Stunden. Habe sie einfach erzählen lassen. Viele Männer, mit denen ich mich unterhalten habe, haben gesagt, dass es eigentlich traurig ist, was sie da machen. Das hat mich überrascht.

Traurig? Ja. Manchmal gingen die Freier gar nicht mit den Frauen aufs Zimmer, sondern haben sich einfach nur in dieser Atmosphäre der möglichen Käuflichkeit aufgehalten. Und darum geht es doch – die Käuflichkeit der Frauen und nicht so sehr der reine Sex. In einem Bordell herrscht eine komplette Scheinwelt, in der alles möglich ist, und alles, was eine Beziehung oder einen normalen menschlichen Umgang ausmacht, ist kaputt. Das ist ein in sich geschlossenes Universum. Der Freier bietet fünfzig Euro an, dann fällt ihm ein, er will ja noch ins Gesicht abspritzen, also legt er noch mal einen Schein drauf, und vielleicht noch ein Extra. »Alles klar?« »Alles klar!« Das hat ja nichts mit einer Beziehung zu tun, in der sich Intimität und sexuelle Vorlieben entwickeln. Ich habe diese Atmosphäre im Bordell, diese Stimmung und den Umgang miteinander als völlig »falsch«, auf den Kopf gestellt empfunden.

Sie haben darauf geachtet, dass unter den Männern, die sich fotografieren ließen, alle Altersstufen vertreten sind. Spiegelt das auch die Realität wider? Ja, tatsächlich, bei den Männern im Bordell waren alle Altersstufen vertreten von 23 Jahren bis 73. Einer hat mir erzählt, er sei mit 17 Jahren das erste Mal im Bordell gewesen. Bei dem hatte ich den Eindruck, dass er zu keiner normalen Beziehung mehr fähig ist, der hat sich voll-

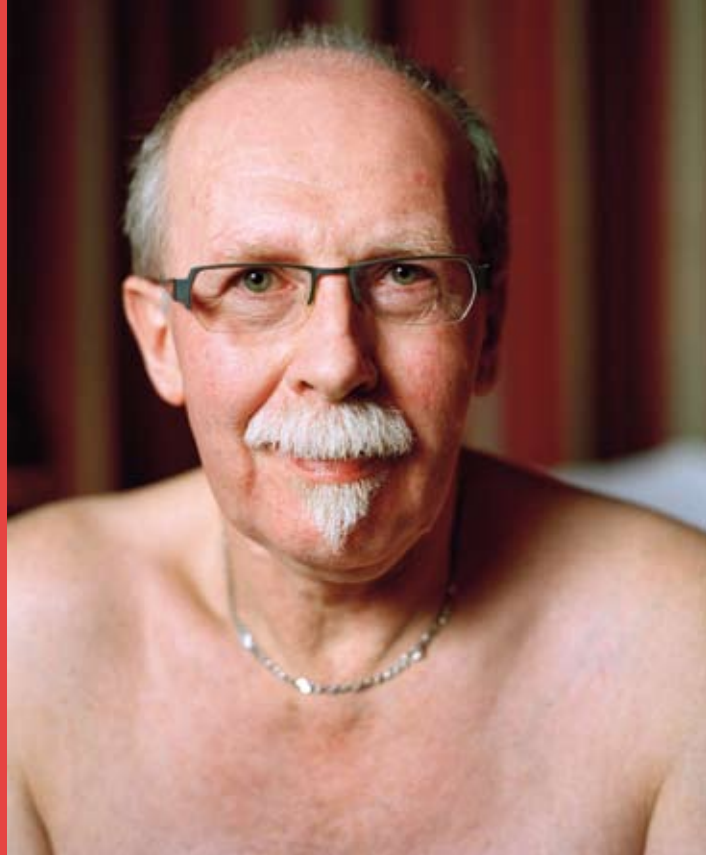
kommen daran gewöhnt, dass man sich körperliche Nähe kauft und dass man in diesem Moment völlig über die Frau bestimmen kann. Der will gar keinen Austausch mehr, der über diese Angebot-Nachfrage-Beziehung hinausgeht. Ich verstehe es sogar, wenn die Männer sagen, ich will einfach nur Sex, keine Anbahnungsgespräche, kein Beziehungsstress. Ver-

störend ist die Selbstverständlichkeit, mit der sie davon ausgehen, dass sie für ihren Wunsch einfach nur einen Geldschein hinlegen müssen.

Manche haben sehr ehrlich geredet, aber bei anderen kommen Worthülsen, die sich irgendwann wiederholen

Wenn Sie mit einem Freier zwei Stunden geredet haben, schüttet der einem wohl nicht einfach sein Herz aus, sondern will ein bestimmtes Bild von sich vermitteln, gerade in dieser künstlichen Atmosphäre des Paradies. Wie kann man in so einer Situation noch zwischen Schein und Wirklichkeit unterscheiden? Was heißt in

diesem Zusammenhang Wahrheit? Genau das wollte ich doch herausfinden, wie die Männer ihre Motivation, ihr Verhalten darstellen. Manche haben sehr ehrlich geredet, aber bei anderen kommen Worthülsen, die sich irgendwann wiederholen: Ich bin anders als die anderen Freier, die sind dreckig und stinken, ich verhalte mich immer korrekt, bin frisch geduscht und höflich zu den Frauen. Dann: Bei mir macht es den Frauen Spaß, ich merke, wenn die Frauen einen Orgasmus bekommen. Nun, die Aussteigerinnen, mit denen ich mich später unterhalten habe, haben mir allesamt erklärt, wie perfekt sie den Orgasmus mit jeder Faser ihrer Kör-



JOACHIM, 58, INGENIEUR, GETRENNT, 1 TOCHTER

»Vor zehn Jahren bin ich eines Nachts aufgewacht und konnte nicht mehr aufstehen. Ich hatte starke Herzschmerzen, der Notarzt kam, Intensivstation. Damals habe ich mir gedacht: Das Leben kann morgen vorbei sein. Ich komme etwa einmal die Woche hierher. Seit drei Monaten buche ich immer die Gleiche. Zwei Stunden war ich heute mit der auf dem Zimmer. Es ist schon so: Wenn man in einen Club geht, dann ist man mit normalen Frauen nicht mehr zufrieden. Die Figuren! Die haben hier eine 34 oder eine 36.«



IWAN, 65, KFZ-MECHANIKER, SINGLE

»Man macht es einmal. Dann noch einmal. Und irgendwann ist man da drin. Man gewöhnt sich daran. Normalerweise muss ich eine hübsche Frau erst zwei Mal zum Essen einladen, kostet 100 Euro. Und dann wird vielleicht nix daraus. Hier klappt es sofort. Ich mag südliche Frauen – Spanierinnen, Italienerinnen, die aus der Dominikanischen Republik. Ich hatte hier auch ein paar Monate eine Kolumbianerin, eine Bella, schön gebaut. Die hat so richtig Lust gehabt. Oder sie war sie eine gute Schauspielerin. Die war aber plötzlich weg. Schade.«

pers simulieren können. Es kommt allerdings auch manchmal vor, dass sich die Männer in die Frauen richtig verlieben. Sie wollen sie aus dem Sumpf rausholen, das Samariter-Prinzip.

Sie mussten ein paar Tage ausharren, ehe sich die ersten Freier fotowillig zeigten. Sind Sie in der Zeit mehr mit den Frauen in Kontakt gekommen?

Das war schon allein sprachlich ein Problem. Der Anteil der Frauen, die Deutsch gesprochen haben, war verschwindend gering, ich habe fünf getroffen, von insgesamt hundert bis hundertfünfzig Frauen. Viele konnten auch kein Englisch. Ganz zum Schluss bin ich mit einigen von ihnen in Kontakt gekommen, eine hat plötzlich und ganz unvermittelt zu mir an der Bar gesagt: »Ich hatte zehn heute, nur Schwänze, Schwänze, Schwänze. Ich kann nicht mehr!« Das war so ein Moment, in dem ich die Realität der Frauen in dieser Scheinwelt gestreift habe. Keine Frau sagt von sich aus – und dann auch noch gegenüber einer Journalistin –, dass das ein Scheißjob ist, der sie fertigmacht, keine erzählt von Kotzattacken und Duschzwang. Das verbietet die Selbstachtung. Und es untergräbt ja auch ihre Geschäftsgrundlage. Die Freier wollen die Illusion, dass es auch den Frauen Spaß macht.

In Illusionen wiegt sich auch die Berichterstattung, in der die Prostituierten häufig entweder als absolute Opfer oder aber als wagemutige Vorreiterinnen innovativer Dienstleistungen verklärt werden. Das Problem ist, in diesem Milieu wird viel gelogen. Das gehört zum Geschäft. Ich habe eine Frau kennengelernt, die sich mir gegenüber als Domina ausgegeben hat, ihre Wohnung war auch dementsprechend eingerichtet. Sie würde heute völlig selbstbestimmt arbeiten, hat sie mir versichert, sie ließe sich

schon lange nicht mehr anfassen. Dann ergab es sich, dass ich um die Ecke ihrer Wohnung war und einfach mal geklingelt habe, um »Hallo« zu sagen, sie hat mir geöffnet und stand splitternackt vor mir. In dem Moment war mir klar, dass sie auch weiterhin als normale Prostituierte arbeitet. Sie wollte sich vor mir anders darstellen, ein ganz verständlicher Selbstschutz.

Und das war für Sie der Aha-Effekt? Da gab es viele. Immer wenn ich abends das Bordell verlassen habe, standen vor der Tür so rasierte Köpfe, bullige Typen. Ich dachte am Anfang ganz naiv, das ist bestimmt der Sicherheitsdienst. Am letzten Tag hat mir ein Mitarbeiter des Bordells gesteckt: Du weißt schon, dass die Frauen hier ausnahmslos alle ihre »Freunde« haben, die draußen auf sie warten?! Und auf meinen fragenden Blick hat er präzisiert: »Na, Zuhälter!« Das sind dann ihre Freunde, Verwandte, Brüder, Cousins. Die Frauen müssen sich abstrampeln, um überhaupt die Kosten für das Zimmer das sie anmieten, die Verpflegung, die Steuerabgaben hereinzubekommen. Dafür brauchen sie auch in so einem »Edelbordell« schon mal mindestens drei Freier. Am Abend übergeben sie das Geld an Zuhälter oder Familie. Das angeblich so leicht verdiente Geld fließt nur durch sie durch, und am Ende landen fast alle dieser Frauen in der bittersten Armut.

Interview: Felix Klopotek + Manfred Wegener



Bettina Flitner (Jg. 1961) lebt und arbeitet in Köln und Berlin. Zahlreiche Buchpublikationen und Ausstellungen seit 1988. Im Internet ist sie zu erreichen unter bettinaflitner.de